

Heinrich Mann
Liebespiele

Herausgegeben von
Christian Strich

Vorwort von Hugo Loetscher

Mit vierundzwanzig Zeichnungen
von George Grosz

Diogenes

Die Zeichnungen von George Grosz sind mit freundlicher Erlaubnis
von Herrn Peter Grosz reproduziert worden

Das Vorwort von Hugo Loetscher erschien erstmals 1964 im

Diogenes Verlag in der ersten Ausgabe dieses Bandes,

damals unter dem Titel *Meistererzählungen*

Copyright © Diogenes Verlag AG Zürich

Covermotiv: Gemälde von

Jose Maria Rodriguez-Acosta,

»Woman in Green Dress«, 1933,

Oil on canvas, 31 × 40,3 cm

Foto © akg-images/Album/Oronoz

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 1973

Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten

Copyright © 1964, 2022

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

20/22/44/1

ISBN 978 3 257 24647 6

Inhalt

Vorwort von Hugo Loetscher 7

Der Unbekannte 12

Szene 61

Liebesspiele 71

Gretchen 84

Suturp 118

Eine Liebesgeschichte 156

Die Verräter 184

Kobes 203

Heinrich Mann

1871–1950

Heinrich Mann zu schätzen heißt nicht nur, einem Schriftsteller Anerkennung auszusprechen, die ihm leichten Unverstands versagt wird, sondern bedeutet, Qualitäten in der deutschen Literatur ernst zu nehmen, deren sie viel mehr bedürfte, als sie in lichten Momenten bereit ist zu glauben.

Dennoch oder deswegen gehört es zu den wahnwitzigen Notwendigkeiten des deutschen Literaturgesprächs, sich für diesen Schriftsteller einzusetzen; zumal dieses deutsche Literaturgespräch sich auf parvenühafte Weise internationalisiert unter mangelndem Vertrauen in den eignen Bestand.

Und Heinrich Mann gehört zum deutschen Bestand der deutschen Literatur. Gottlob. Er gehört zu einer Tradition, der man zwar allzu gerne untreu wird. Der Gang zu den Müttern bleibt nach wie vor verführerischer, zumal die Mütter jetzt auf dem Umweg über die Übersetzung nach Hause kommen, und es Mütter sind, die nicht entnazifiziert werden mussten.

Es ist die Tradition einer Literatur, an deren Anfang ein Lessing steht, ein moralisches Bewusstsein also, das sich im Klaren war, dass Gesellschaft und Literatur nicht zu

trennen sind. Heinrich Mann hielt an diesem Glauben fest inmitten einer spätromantischen Bourgeoisie, die die Dichter als etwas Fremdes liebte, um sich die Schriftsteller vom Halse zu halten.

Nein – Gesellschaft und Literatur lassen sich bei Heinrich Mann nicht trennen: *Der Untertan* und *Professor Unrat* gehören zum Gesellschaftsbild des deutschen Bürgertums vor dem Ersten Weltkrieg. Es gibt kein Verständnis dieser Epoche ohne die Tragödie des akademischen Spießers und die Karriere des trampelnden und duckenden Untertans. Mit diesen beiden Werken schuf Heinrich Mann gesellschaftspolitische Romane – eine Gattung, die in der deutschen Literatur dringend und umso vernachlässigter ist.

Wo Gesellschaft und Literatur zusammengehen, stellt sich die Kritik ein. Nicht im Namen irgendeiner Idee oder eines Programmes, sondern kraft der Beobachtung und dank des Talentes. Es gibt keinen gesellschaftspolitischen Roman ohne die realistische Komponente; das beweisen selbst fantastische Werke wie die Romane eines Günter Grass. Realismus heißt in dieser Hinsicht weniger ein Stilprinzip als die Bereitschaft, als Maßstab für das Geschriebene die gesellschaftliche Realität zu akzeptieren.

Diese kritische Ausrichtung auf die Gesellschaft tendiert in ihrer Absicht auf die Satire; aber es ist nicht die höhnende Verzeichnung einer Gesellschaft, sondern es ist eine Gesellschaft, bei der sich alles, was sie als wertvoll ausgibt, in der genauen Beobachtung schon als Verzerrung von vornherein ausnimmt.

Der Präzision entspricht stilistisch eine ungemeine Verknappung der Sprache; es gibt kaum einen Schriftsteller

seiner Generation, der in gleichem Maße auf die Skelettierung der Sprache hinarbeitet. Er ist als Epiker ein Asket, sein Duktus ist hieb- und stichfest.

Es ist nicht zufällig, dass dieser Romancier Erzählungen und Novellen schreibt. Da wird nicht irgendwie Tribut an eine erzählende Prosagattung geleistet; sondern die Erzählung entspricht seiner reduzierenden Tendenz der Sprache. Und dies in mancherlei Hinsicht: Sei es, dass er auf die Pointe hinarbeitet wie in *Liebesspiele* oder dass er wie in der Erzählung *Der Unbekannte* einen verkürzten Roman schreibt oder dass er wie in *Szene* die Schicksalsträchtigkeit eines Augenblicks zum Gegenstand wählt – immer ist ein Stilwille sichtbar, der weiß, dass die epische Kürze eine Möglichkeit der Erzählung darstellt, wenn auch eine anspruchsvolle – sowohl den Autor wie den Leser betreffend.

Seine Erzählungen ließen sich unter verschiedenen Titeln sammeln – ob es historische Novellen sind oder ob sie *Aus der Kindheit* heißen oder *Welt der Herzen* – es sind immer gesellschaftskritische Erzählungen wie *Die Verräter* oder *Kobes*, und stets geht es um eine Entlarvung der menschlichen Komödie. Doch ist es eine Entlarvung, die nicht, wie später dann bei Nachfahren, sich darin gefällt zu entlarven. Da ist kein Hohn, da ist nur Betroffenheit, jene Betroffenheit, aus der heraus ein lauterer Geist schreibt, in jenem Paradox dichtend: Man wünscht sich eine Gesellschaft, die einem alle Voraussetzungen nähme, um so zu schreiben, wie man sich zu schreiben gezwungen sieht.

Nein – Gesellschaft und Literatur ließen sich bei Heinrich Mann nie trennen. Nie brauchte er *Die Betrachtungen eines Unpolitischen* zu schreiben. Nicht was 1914 und nicht

was 1933 anbelangte. Er gehörte zu jenen, die entschlossen waren, in der Weimarer Republik eine deutsche Demokratie zu verwirklichen. Dass er einer der Ersten war, die emigrierten, verstand sich. Er schrieb im Exil den großen Roman über den französischen König Henri IV. Das war eine Utopie nach rückwärts, in der Kunst verwirklicht. Literarisch verwirklichte er seinen Helden: den Aristokraten als Demokrat. Und als ihn die Emigration in die USA führte, da verfasste er einen der unbeachtetsten und gewichtigsten Kommentare zu unserer Epoche: *Ein Zeitalter wird be-sichtigt*.

Dieser Mann, der sich den Geist als Verpflichtung und die Literatur als Verantwortung wählte, war einer der größten Artisten der deutschen Sprache. Das ist nur für jene ein Widerspruch, die meinen, erst in der Esoterik beginnen die Sprachprobleme. Das war stets einer der Grundirrtümer des deutschen Geisteslebens, wo die Akademien schlechtes Deutsch reden und publizieren durften, nicht zu sehen, dass stilistische Fragen Fragen der Moralität sind, dass die Klarheit des Stils sich nicht von der Klarheit des Denkens und diese sich nicht von der der Luzidität trennen lässt.

Wenn man von der modernen deutschen Prosa spricht, ist es wahrscheinlicher, irgendeinen expressionistischen Schreier erwähnt zu hören als Heinrich Mann. Und doch wird keine Geschichte der modernen deutschen Prosa geschrieben, ohne dass diesem Schriftsteller ein entscheidendes Kapitel eingeräumt wird. Aber das wird erst dann möglich sein, wenn man die Bedeutung seines Spätwerkes, den Rang seiner Romane *Empfang bei Welt* und *Der Atem* festgestellt hat.

Nun ist es nicht leicht, ein Deutscher zu sein, der sich einer Tradition verpflichtet fühlt, die wir die Aufklärung nennen – er wird immer von Dingen träumen, die nicht deutsch sind. Gefühlsmäßig träumte Heinrich Mann von Italien, und dieser Traum war sentimental. Geistig träumte er von Frankreich. Und die Essays, die er über französische Schriftsteller schrieb, sind die sublimen Liebeswerbung eines Deutschen, der an die französische *clarté* glaubt.

Er emigrierte auch sprachlich. Die Moralitäten in den beiden Büchern über Henri IV verfasste er auf Französisch. Welche Ungeheuerlichkeit – die Kernsätze eines der wichtigsten Moralisten der deutschen Literatur unseres Jahrhunderts wurden in einer fremden Sprache verfasst. Auch seine Sprache näherte sich der lateinischen Syntax. Seine Sprache, die die deutsche Moral wie kaum eine Zweite braucht! Er selber kehrte nicht mehr nach Deutschland zurück; er starb auf der Reise. Noch führt sein Werk das Schicksal eines Rückwanderers. Mag sein, dass er der Schriftsteller für die glücklichen Wenigen bleibt. Dann würde sich die Tragik seines Lebensabends im Ruhm wiederholen und gereichte erst noch der deutschen Literatur zum Ruhm.

Hugo Loetscher

Der Unbekannte

I

Betäubt von sechs Schulstunden trabt durch die winkligen Straßen ein Knabe: ein gewöhnlicher Bücherträger, der hier und da ausweicht, um einen Lehrer nicht grüßen zu müssen, dann und wann errötend den Hut abreißt vor einem kleinen Mädchen, mit dem er getanzt hat. Die Gassen steigen und fallen; der Knabe bedenkt, dass er jetzt, entgegen sämtlichen Gesetzen, sich etwas Glück stehlen wird, ein Stück Marzipan kaufen wird, obwohl es ihm den Magen verdirbt, und aus der Leihbibliothek etwas holen, auf dessen Genuss schließlich auch bloß Jammer folgt. Denn das Leben ist zu sehr verschieden von dem, was er meint, was er als Ahnung in sich spürt. Die Bücher, die er sich leiht, versagen auch und brauchen eine Ergänzung: weshalb er zeichnet. Zu Hause in seinem grünen Parterrezimmer, das Efeustöcke an den Fenstern heimisch machen, wartet auf ihn ein Kasten mit Wasserfarben, etwas raues Papier, einige Flaschen bunter Tusche; daran denkt er mit einer so lasterhaften Gier, dass ein vorübergehender Bürger sich fragt: ›Was macht der Junge für Augen?‹

Ein zerrüttendes Laster; denn die Zeichnung, die er, gesprengt von Herzklopfen, fertig gemacht hat, er legt sie,

eine Stunde später, als halbtotes Ding in das Pult. Mit jeder Minute, die der Blick in ihr wühlte, ist sie unzulänglicher geworden. Wenn er sie heute wieder hervorreißt, wird er sie nicht einmal mehr erkennen. Die Träume sind alle vergeblich. Eine Insel aus Rosenblättern trägt einen auf rätselhafte Art einen hohen Atemzug lang. Da taucht sie unter; man ertrinkt. Täglich wieder muss man ertrinken.

In der Schule gelingt es ihm manchmal, einen Lehrer so zu sehen, als hätte er noch nie mit ihm zu tun gehabt. Furcht und Hass fallen ab; er bemerkt: ›Also dies Wesen, dies arme Wesen!‹ Und der Knabe, der nichts weiß, nichts belegen kann, hält in seinem Sinn auf einmal die Gesamtheit solcher Handwerkerexistenz.

Zu Hause klappen die Türen von Besuchen. Oft ist noch des Nachts die Luft warm und dick von Menschen; Gerüche aus Bärten und Ballkleidern verwickeln sich mit denen, die der Küche entsteigen. Musik dringt in sein Zimmer und stapft durch die Dunkelheit, in der er liegt, Tanzschritte schleifen über seinem Kopf. Manchmal das Kreischen einer Frau, auf der Treppe vielleicht; eine schnarrende Offiziersstimme; auch Rütteln am Türgriff. Rüttelt ihr nur, hier ist's für euch zu Ende, ihr als Balldamen verkleideten Wirtschafterinnen, ihr uniformierten Turnlehrer. Wenn ihr wüsstet, was ihr hier, in dem kleinen dunklen Zimmer, für eine lächerliche Entlarvung erfahrt und wie euer Anspruch darauf, Eleganz, Schönheit, hohes Leben darzustellen, hier zu kläglicher Schande wird. Ein fünfzehnjähriger Pennäler, werdet ihr sagen. Jawohl; und das Tragische ist eben dies, dass er sich, begegnete er einem von euch im Flur, in fliegender Scham über den Hof ret-

ten müsste, und dass es höchst alltäglich um ihn zu stehen scheint.

Aber drinnen ist alles anders, als ihr es sehen könnt, und der gewöhnliche Bücherträger, den jeder von der Wiege her kennt, ist ein Fremder, gestern mit dem Schiff eingetroffen und jeden Tag zur Abreise fertig. Er ist irgendwie verwandt dem Albert Bishop, der, unbesorgt um Zeugnisse, ein paar Schulstunden mitmacht und, wenn er nach eigenem Ermessen genug Deutsch kann, sein Gastspiel abbrechen und das folgende Land aufsuchen wird. Für diesen Engländer muss die Welt einen andern, bunten und zauberhaften Sinn haben. Dort ist es nicht Schicksal, dass einem zwischen acht und eins nichts freisteht außerhalb der Schulmauern; die Stadt ist offen, es führen Wege, gelassen beschreitbar, über alle Grenzen hinaus; Dinge, greifbar wie ein Schulbuch, liegen in China oder Transvaal. Und in der Tat, wenn Bishop einundzwanzig ist – es gilt dann gleich, wie viel er geschwänzt, wie oft er ›Ungenügend‹ hat; eine Sprachprüfung muss er in London bestehen, dann wird er Dolmetsch bei einer exotischen Gesandtschaft. Solche freien Lebensläufe gibt es – indes man hier um den Einjährigen dient und weiter um das Abiturium und weiter um Gott weiß was.

Denn wohin dies einmal führen soll, weiß so gut wie niemand. Es ist doch wohl ausgeschlossen, dass solch ein Mensch, der im eigenen Elternhaus vor den Leuten davonläuft, der Marzipanessen und Zeichnen wie ein Laster treibt, der das Gemeinverständliche nur halb wach über sich hingehen lässt, mit seinen Füßen überall auf leere Luft tritt, an den Menschen nicht haften kann und sich fortwährend klein machen muss, damit es nicht herauskommt, wie

es anders um ihn steht: Es ist doch wohl ausgeschlossen, dass er einst erwachsen, tauglich und eingereicht sein wird. Er wird nicht älter werden, als er ist: Was soll er noch? Dies verträgt keine Zukunft. An seinem vorigen Geburtstag, abends im Bett, hat er mit der Hand sein Herz befühlt, tiefstill von Erkenntnis: ›Wie sonderbar, dass ich noch lebe!‹